

Dasein und Gegenwart

Von August Brunner S. J.

Da zu sein, was wäre einfacher, leichter, selbstverständlicher? Wenn wir zu nichts anderem mehr uns aufschwingen können, wenn Müdigkeit und Krankheit unsere Kräfte lähmen, ja, selbst wenn wir im tiefen, traumlosen Schlaf von der Welt ringsum und in uns selber nichts mehr wissen, dies eine sind wir immer noch fertig zu bringen fähig, da zu sein. Da zu sein, ist nicht der plumpe Stein genau so dazu imstande, ja schwerer und nachdrücklicher als der geistigste Mensch?

Aber wissen wir tatsächlich so genau, was es für den Stein bedeutet, da zu sein, so zu sein, immer und immer, wie wir in der gänzlichen Unbewußtheit und Unwissenheit des tiefen Schlafes? Bedeutet das in der Tat noch sein, sein, so wie wir es verstehen? Liegen Sein und Nichts für ein solches Seiendes nicht erschreckend nahe beieinander, daß sie fast verwechselt werden könnten? Solches Dasein steht unserem Verstehen so plump undurchdringlich, so nachtschwarz gegenüber, daß wir es wohl feststellen, aber fast nichts mehr davon begreifen; wir bleiben vor ihm stehen, ohne in es einzudringen. Und ist es viel besser mit dem Dasein der Pflanze? Sie wächst und treibt Blätter und Blüten und Früchte und vergeht. Aber nie weiß sie um den Saft, der in ihr steigt, um das zarte Grün der ersten Triebe; nie leuchtet für sie die Farbenpracht der eigenen Blüten; nie kostet sie die Süße ihrer Frucht. Und selbst das Tier, das sieht und fühlt, es denkt nicht, vergleicht nicht, es weiß nicht um sich wie der Mensch, der Ich sagen kann, der sein Sein wissend, besitzend, lebt, der sein Sein hat. Was es heißt zu sein, da zu sein, das verstehen wir in vollem Sinne doch nur vom menschlichen Sein und menschlichen Dasein. Eben jenem Sein, das Da sagen kann zu seinem Gegenüber, es hinausheben kann aus der Fülle der unzählig bunten Eindrücke, die es umgeben, weil es sich selbst als Person abhebt von der Welt, die es umgibt, weil es dieser Welt gegenwärtig ist, ihr gegenübersteht. Nur dieses lichte, vertraute Sein der menschlichen Welt verstehen wir. Alles andere Dasein begreifen wir nur als eine Art Rest, der uns dunkel und undurchdringlich übrig bleibt, wenn wir das echt Menschliche oder außerdem noch das Lebendige aus unserem ursprünglichen Seinsverstehen weggenommen, abgezogen haben.

Somit sind für uns zuerst und ursprünglich da die Menschen, mit denen wir verstehend umgehen können und für die wir wiederum da, zugegen sind. In der Menschenwelt erfahren wir zuerst verstehend, was Gegenwart und Wirklichkeit ist, um diese Begriffe dann abschwächend auszudehnen auf die ferneren Kreise der Seienden, entsprechend ihrer schwächeren, blässer, dürftigeren Wirklichkeit und stummen, verschlossenen Gegenwart. In der menschlichen Gegen-

wart stoßen wir zuerst und am unausweichlichsten mit der Wirklichkeit zusammen. Hier werden wir in unstreitbarer Weise ihrer Selbständigkeit, der Unabhängigkeit dieser Gegenwart von unserem Sein und unserem Denken inne¹. Einen Menschen anzusprechen hat nur Sinn, weil wir voraussetzen, daß er unsere Rede und durch sie uns selbst verstehen kann. Verstehen schließt aber die unabhängige, selbständige Wirklichkeit, das Ansichsein des Verstehenden ein. Denn es ist nur möglich auf Grund des Selbstbesitzes, durch den die Person ausgezeichnet ist. Verstehen bedeutet, so fest und stark im eigenen Sein stehen, so über dieses Sein verfügen, daß man von den äußern Einwirkungen und Eindrücken nicht einfach mitgerissen und umgerissen wird, daß man nicht bloß das physikalische und physiologische Ergebnis der Umwelt und des unbewußten eigenen Soseins ist. Wo Instinkt und Trieb reflex den Gegenstoß auslösen, da käme Verstehen zu spät. Bevor das Tier zum Abwägen, Erwägen und Entscheiden kommt, ist alles bereits vorbei. Verstehen heißt aber Gründe als Gründe erwägen, und nicht als blinden Ursachen blind von ihnen gestoßen sein, heißt dem Zerren der Wünsche und Ängste für eine Weile Ruhe gebieten und den Trieb zur bloßen Reaktion beherrschen, um den Sinn des Gefagten vor sich hinzuhalten, ihn einzuordnen in ein Ganzes des Verständnisses, und aus diesem Ganzen ihm Gewicht zu geben oder zu verlagern. Solches Vorsichhinhalten von Sinn und Gründen und Zusammenhängen ist aber nur da denkbar, wo ein Seiendes nicht bloß dumpf ist, sondern wo es sein Sein gleichsam in Händen hält, es anhält und wendet, wie es will, kurz das selbständig ist, in sich steht, eigene Wirklichkeit hat und nicht bloß eine Ausgeburt unserer Einbildung oder unseres Denkens ist, ein Entwurf und eine Spiegelung unseres eigenen Seins.

Im Da des Du, des Mitmenschen, offenbart sich also klarer und fester als an irgend einer andern Stelle diese Härte des Wirklichseins, da zu sein, ob wir wollen oder nicht, ob es unsern Gedanken, Erwartungen entspricht oder widerspricht. Eben weil dieser Gegenstand unseres Erkennens der einzige ist, der spricht und darum widerspricht, der redet und darum sich offenbart, aber auch schweigen und sich verbergen kann. Nur der Mensch kann sich sagen und uns so instand setzen, Gegenstand und Erkennen zu vergleichen. Alle andern Seienden nehmen unsere Meinungen und Auffassungen, die wir über sie hegen, geduldig hin, rühren sich nicht, widersprechen nicht, verbergen nichts. Sie zeigen und verstecken nichts, sie stemmen sich nicht gegen uns an und geben uns nicht nach; sie gehen nicht auf uns ein und verlagern sich nicht – außer in einem gewissen Maße noch die uns vertrauteren Tiere. Ihre einzige Antwort ist, daß sie trotz all unserer Irrtümer über sie doch sind und bleiben, wie sie sind, und wirken, wie sie wirken, und so, spät und langsam, unsere falschen Erwartungen enttäuschen und unsere Irrtümer entlarven.

Soll mir der andere Mensch also als Mensch gegenwärtig sein, und nicht bloß da sein als ein Ding, wenn auch vielleicht lebendiges Ding, so muß ich für diese

¹ Vgl. vom Verfasser »Die Grundfragen der Philosophie« (Freiburg i. Br. 1933) S. 16 ff.

seine Selbständigkeit, seine eigene und einmalige Wirklichkeit offen stehen, und zwar dann, wenn sie sich erschließt. Dies setzt also eine dauernde Bereitschaft, ein ständiges Wachsen voraus. Aber wenn wir nun genauer hinschauen, so werden wir zu unserer Überraschung bemerken, wie selten dies voll und ganz der Fall ist, wie wenig wir eigentlich den andern in seinem vollen, einmaligen, unwiederholbaren Sein sehen, ja überhaupt zu sehen vermögen. Und wie wenig darum wir auch uns selber in den Tiefen kennen, die unsere eigentliche Wirklichkeit ausmachen; denn uns selber kennen wir bis genau in jene Tiefen, in die wir bei den andern einzudringen vermögen.

Der Grund dieses Verlagens ist der, daß unser Blick nicht rein ist. Wir sind befangen in der Sorge um unser oberflächliches, oft um unser bloß leibliches Dasein. Unser Interesse und unsere Sorgen wirken wie ein Filter, der nur bestimmte Arten von Einwirkungen uns voll zum Bewußtsein kommen läßt und alles andere abschwächt oder einfach abblendet. So sehen wir nicht bloß die Dinge nur mehr als Mittel oder Hindernisse unseres Fortkommens, unseres Gewinns, unseres Vergnügens, unseres Einflusses, sondern auch die Menschen treten nur mehr so weit in unsern Gesichtskreis, als sie mit diesen uns ganz gefangen nehmenden Interessen und Bestrebungen in Beziehung stehen. Sie erscheinen nur als Freund oder Feind, als Helfer oder Nebenbuhler und Gegner. Die Gier nach Besitz, der Hunger nach Vergnügen, der Wille zur Macht, der Ehrgeiz nach Ruhm und Geltung schieben sich zwischen unser Auge, und die Menschen verschleiern unsern Blick, verfärben die Wirklichkeit. Wir sind so mit uns und unsern Zielen und Sorgen beschäftigt, daß wir für den andern wohl leiblich da sind; aber unser Geist, unser Wille, wir selber sind anderswo. Wir hören nur zur Hälfte noch auf seine Worte, während wir an Weitentlegenes denken. Wir sehen nur, was eingeht in ein schon fast fertiges Bild, das unsere Erwartungen, Befürchtungen, Gewohnheiten und Trägheiten schon mitbringen, und über die Wirklichkeit entstellend und verbergend darüberlegen. Wir sind in der Zukunft unserer Pläne und in der Vergangenheit unserer Denkgewohnheiten und Vorurteile, aber ach, so selten und so wenig in der Gegenwart, so bloß äußerlich und unwirklich da für den andern. Und darum ist uns auch der andere so schwach und allgemein, so blaß und schemenhaft gegenwärtig. Wir leben nebeneinander, nicht miteinander, wir reden aneinander vorbei, statt miteinander zu sprechen. Wir sind mehr Seinwerdende und Gewesene als jetzt Seiende.

Denn die Kraft unseres Gegenwärtigseins ist gering. Und wir zerstreuen diese Kraft, mehr als es nötig wäre, auf eine Vielheit von Eindrücken, wir rennen nach Zerstreuungen, die uns nicht zu uns selber, und darum nicht zum andern kommen lassen. Das leibliche Leben mit seinen vielfachen, unaufschiebbaren und darum gebieterisch vordringlichen Bedürfnissen, mit seiner Müdigkeit und auch mit der Überfülle seiner Kraft zieht unsere seelische Kraft an sich und verausgabt sie an die Oberfläche des Seins der Menschen und Dinge. Die Sorge und die Angst sind also keineswegs die Offenbarung der tiefsten Wirklichkeit und des Sinnes der Welt. Sie offenbaren nur eine Schicht des Seins, das leibliche

Leben, das in seiner Sterblichkeit ein Nichts ist zwischen Geburt und Tod. Aber sie verschleiern zugleich Tiefen, die wertvoller und wirklicher sind, das Sein der Person in ihrer unsterblichen Selbständigkeit, der gegenüber uns die Wirklichkeit nicht mehr als Spiegelung des eigenen Seins, als Entwurf erscheinen kann, der nur die Züge unserer eigenen Sorge zurückstrahlt.

Wollen wir diese tiefste Wirklichkeit erreichen und erfahren, so müssen wir aus der Zerstreuung in die Sammlung zurückkehren und wirklich da, gegenwärtig sein für den Mitmenschen. Dazu bedarf es einer ungeheuren Anstrengung des Wachseins und der Freiheit. Wir müssen alles, was unsern Blick verschleiert, was sich verfälschend und entstellend zwischen unsern Blick und den Mitmenschen schiebt, wegdrängen, den Schrei unserer Sorge überhören und im Schwindelgefühl unserer Angst den ruhigen Blick behalten. Wir müssen allem gegenüber feststehen und nicht die Flucht ergreifen. Wir müssen das Sein des andern auszuhalten wagen und auf ihn eingehen, statt daß er als Nummer hineingezwungen wird in unsere Pläne, als Exemplar eingereiht in eine unserer Klassen. Sonst laufen wir Gefahr, seinen Fall für erledigt zu halten, bevor wir ihm in seiner unvergleichlichen, wenn auch nicht immer erhebenden, Einmaligkeit und Einzigkeit Zutritt zu unserem tieferen Begreifen gestatteten. Nur die Selbstlosigkeit, Selbstlosigkeit von dem oberflächlichen, unpersönlichen, vitalen und bloß gesellschaftlichen, dem falschen Selbst, läßt uns das wahre Selbst des Mitmenschen und unser eigenes erfahren und uns so der Wirklichkeit in ihrer Selbständigkeit und Härte unzweifelhaft inne werden. Gegenwärtig zu sein, wirklich und ganz da zu sein, ist also keine selbstverständliche und keine leichte Sache. Wir sind immer irgendwie ins Nochnichtwirkliche oder Nichtmehrwirkliche zerstreut, wenn wir uns nicht ganz ins Unwirkliche, in den bloßen oberflächlichen Schein, in die unwahre Rolle, verlieren. Aus dieser Zerstreuung müssen wir uns immer wieder zurückrufen, uns sammeln, nicht in die schreckliche Einsamkeit des Nichts, das hinter dem Selbst der Sorge und der Angst ebenso gähnt wie hinter dem Willen zur Macht, sondern in die volle Gegenwart schlichten, selbstlosen, tapferen Gegenüberstehens vor der Wirklichkeit des einmaligen menschlichen Du hier und jetzt, der selbstlosen, persönlichen Hingabe an die wahren Forderungen dieser Wirklichkeit.

Für alle Schichten außer der allertiefsten und allerwirklichsten bedeutet ein solches Zurückstellen der eigenen Wünsche und Ziele, ein solcher Verzicht auf die Vordringlichkeit unserer Interessen und Nöte nichts weniger als ein Aufgeben des Selbst, ein Sichverlieren, und darum eine Torheit. Ein solcher Mensch wird ausgebeutet, seine Güte, die doch alles andere ist als tölpelhafte Gutmütigkeit, ausgenützt und mißbraucht. Wehrlos scheint er sich der feigen List und brutalen Gewalt auszuliefern. Aber er ist nicht der Schwächere und Unterliegende, wie es so oft scheinen kann, sondern der Stärkere. Setzt doch schon diese Haltung eine innere Heldenhaftigkeit voraus, vor der jedes andere Heldentum erblaßt. Denn alles andere Heldentum ist doch bei aller Opferbereitschaft noch getragen von einer Freude und einem Hochgefühl, mitgerissen von einer Leidenschaft.

Hier steht der Mensch – scheinbar wenigstens – ganz allein, verlassen von allem Innen und Außen, was nicht rein persönlich=feinschatter Art ist, von allem bloßen Gefühl, von allem Schein, von aller aufmunternden Zustimmung. Die volle Gegenwart der Wirklichkeit gegenüber ist zunächst ein Durchgang gleichsam durch das Tal des Grauens und des Todes. Darum wagen sich nur wenige auf diesen gefährvollen und schrecklichen Weg. Es sind jene, die wir die Heiligen nennen, jene, die die Höhe der Menschheit bilden, weil sie mit ihren Wurzeln bis in die letzten Tiefen der Wirklichkeit hinabzudringen wagten.

Ja, nur die Heiligen schauen auch diese Welt, und vor allem die Menschenwelt, ganz so, wie sie ist, nicht wie sie sie sehen möchten. Denn wie anders könnte sich der Mensch so wehrlos dieser Wirklichkeit ausliefern, wenn er nicht in seinen mächtigen Tiefen die Kraft der wirklichsten Wirklichkeit verspürte und auf sie sich stützte, auf Gott selber. Ohne solche Festigung würde die menschliche Kraft unter der grauenhaften Probe solchen Ausgeliefertseins und Aushaltens müßens wie ein Rohr zusammenknicken. Alle Schutzwälle gegen das Außen sind niedergerissen, alle künstlichen Versteifungen abgeworfen, alle Panzerungen der Gefühllosigkeit zertrümmert, alle Abblendungen der Eigensucht durchschaut. Aber um so stärker steht nun das eigene, wahrhaftige, unsterbliche Sein auf sich selber. Erst hier ist der Mensch wirklich er selbst, und nicht bloß eine Rolle, geht er nicht an fremden Krücken der Vergänglichkeit und des Scheines, die zerbrechen. Denn nun gründet er einzig in jener unzerstörbaren Wirklichkeit und ewigen Gegenwart, die alles Außen und Innen kraftvoll hält und trägt.

So erfährt der Heilige in dieser heldenhaften Gegenwart zugleich das Ansichsein des Du, des Ich und Gottes in unvergleichlicher Weise. Nur insoweit ein Mensch wirklich einem menschlichen Du in heiliger Nächstenliebe wahrhaft gegenübergestanden hat und es aushielt, ohne abzublenden, ohne umzudeuten, ohne innerlich die Flucht zu ergreifen, und die Türen des eigenen Herzens zu verschließen, nur soweit einer die Lebensangst besiegt hat, nur insoweit weiß er, was es heißt, wirklich sein. Die Sachen, die nicht antworten und nicht widerstehen, die sich kaum behaupten und die wir mit unsern Techniken gleichsam überlisten, können uns leicht dazu verführen, in ihnen nur das Spiegelbild unserer eigenen Geistigkeit oder unseres Lebens und unserer Sorgen zu sehen.

So falsch eine solche Meinung und Lehre ist, so kann sie sich doch eine Zeit lang durch die Erfahrung bestätigt glauben. Sind die Dinge, wie wir sie sehen, doch zu einem großen Teil nur Spiegelungen unserer Gewohnheiten des Sehens und Denkens². Und keine Wirklichkeit ist schwächer, unwirklicher, flacher als die der stofflichen Dinge. Aber der Sprechenden, widersprechenden Eigenständigkeit des Menschen gegenüber ist eine solche Täuschung nicht möglich – wenn der Mensch es fertig bringt, ihr offen zu bleiben. Dann kann aber auch die Wirklichkeit Gottes nicht mehr zweifelhaft sein, jenes persönlichsten Wesens, das am wenigsten sich unsern kurzfristigen Wünschen und voreiligen Sehnüchten anbequemt,

² A. a. O. 138 ff.

das sich nie dazu herabwürdigen läßt, bloß eine Instanz zu sein zur Vermehrung irdischer Bequemlichkeit, Gott, der mehr als alle andern Seienden Der ist, der Er ist, und den wir hinzunehmen haben, so wie Er ist. Doch um dann zu entdecken, daß Er nur darum unsere Oberfläche zerschlägt, um die wahre Tiefe frei zu machen, und nur deswegen unsern unklugen Wünschen sich verweigert, um die tiefsten, eigentlichsten Seufzer unseres wahren Seins, die wir selbst im Lärm und Getriebe der Welt zu hören nicht mehr vermögen, zu hören und zu erhören. Gott ist so stark, so unerbittlich Der, der Er ist, weil Er die Liebe ist.

Es ist darum kein Wunder, daß Gottes- und Nächstenliebe so oft in Zusammenhang gebracht werden. Wirklichkeitserfassung im eigentlichen Sinn ist die Vorbedingung für die Erkenntnis des Grundes dieser Wirklichkeit. Je mehr und je wirklicher also jemand die Eigenständigkeit des erfahrbaren Seins, seine Unabhängigkeit von allen menschlichen Erwartungen, Wünschen, Ideen erfahren hat, um so wirklicher, unabdingbarer kann ihm auch diese letzte und wirklichste, unverletzliche und allem zwingenden, nötigen Einfluss entzogene Wirklichkeit Gottes erscheinen. Es ist darum kein Zufall, daß diese Wirklichkeit dem Menschen um so leichter entgeht, je mehr sein Blick ausschließlich von den Sachen gefangen ist, vor allem von den Sachen, die sich technisch herstellen, die sich durch Planung beherrschen lassen und so dem oberflächlichen Blick den Eindruck erwecken, als sei die ganze Welt, das Ganze der Wirklichkeit nur ein formloser Stoff, in den der Mensch seine Auffassungen und Ideen und Sorgen hineinbildet, um sie dann als selbständige Seiende mißzuverstehen. Nicht das Stoffliche, das Machbare ist trotz gegenteiligen Anscheins das stärkste, wirklichste Sein, sondern das Persönliche, das Geistige. Darum kann es viel ertragen und mancherlei über sich ergehen lassen, das gegen seine Natur ist. Aber es wird sich eines Tages wiederfinden und all das Unwahre abschütteln. Dostojewskij, der große Kenner des menschlichen Herzens, hat darum mit Recht in seinem Roman »Die Brüder Karamasow« durch den Starez Sofima einer Dame, die sich beklagte, sie könne nicht an Gott glauben, den Rat geben lassen, sie möge nur den Nächsten wirklich und tätig lieben, dann werde sich der Glaube von selbst einstellen. Denn diese Dame lebte in den schönsten philanthropischen Plänen, die ihr gestatteten, nichtstuend sich doch für sehr edel und menschliegend zu halten und so der Wirklichkeit tatsächlich fern zu bleiben. Mehr aber als das Zeugnis Dostojewskijs gilt uns das Wort der Heiligen Schrift: »Wenn jemand sagt: Ich liebe Gott, seinen Bruder aber haßt, so ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht« (1 Joh. 4, 20; vgl. 2, 9-11).

Es ist einer der vielen Züge, die die Gestalt Christi zu dem Einmaligen und Unerfindbaren machen, daß wir bei Ihm diese volle Kraft der Gegenwart, die Klarheit hellen Wachseins für den jetzigen Augenblick und den hier vor ihm stehenden Menschen finden. Es ist, als gäbe es für Christus immer nur diesen Menschen jetzt, als sammelte sein Gegenüber jeweils in sich alle Strahlen Seiner Aufmerksamkeit und Liebe. Darum geht Christi Wort immer mitten hinein in

die letzte Tiefe, trifft es immer den Punkt, wo die endgültige Entscheidung für diesen Menschen und durch diesen Menschen fällt. Dieses Wort ist in seiner Schlichtheit einmalig, frei von dem allgemeinen, im voraus geprägten Gerede, das man in solchen Gelegenheiten anzuwenden pflegt. Für ihn gibt es keine solche Gelegenheiten; alles, was eine Menschenseele betrifft, ist immer neu wie der Schöpfungsmorgen und hat nur ein einziges, unwiederholbares Wort, das ihm entspricht und darum zu dieser Seele spricht. Nur Christus vermochte und vermag dieses Wort immer zu sagen. Aber das Wunderbare ist, daß diese Worte in ihrer Einzigkeit so tief gehen, daß sie jeden Menschen immer aufs neue in neuer Weise treffen, Anspruch und Aufruf sind in seiner einmaligen Lage und unerlebbaren Aufgabe. So erreicht diese lebendige Gegenwart eine Allgemeinheit der Tiefe und Lebendigkeit, während die Allgemeinheit unserer bloßen Begriffe so leer, abstrakt und unwirksam ist. Aber wer mißt wohl die Selbstlosigkeit schlichten Daseins ohne vorgespülte Rolle, die heldenhafte Erhabenheit über alle vorschnelle Lebensangst, die männliche Ruhe eines Wagemutes, der sich selbst vergißt, um ganz für die andern, ganz für jeden einzelnen dazusein? Wahrlich, nur der konnte uns die Gegenwart in ihrer menschlichen Fülle und Mächtigkeit vorleben, der sich ganz geborgen fühlte in dem unerschütterlichen Sein Gottes, der in die Zeit eintretend jene unzertrennliche Einheit göttlichen Verstehens zwischen Vater, Sohn und Geist nicht verließ, die reine, volle Gegenwart ohne Vergangenheit und Zukünftigkeit ist.

Schon Aristoteles (Met. A 7; 1072b 14ff. 24f.) hatte erkannt, daß solche dauernde Gegenwärtigkeit sonnenhellen Wachseins ohne Schwanken und Absinken und Grenzen nur der unendlichen Seinsmacht Gottes zusteht; für uns Menschen ist sie die seltene Frucht höchster Augenblicke. Aber das Christentum hat uns gelehrt, daß solche Gegenwart eine andere ist als Aristoteles meinte. Sie ist nicht bloß und nicht zuerst die in sich beschlossene Schau des Intelligibeln. Sie ist eine persönliche Zwiesprache unendlich verstehender Liebe. Und in dieser Liebe wendet sich Gottes Gegenwart ganz und ungeteilt auch den Geschöpfen zu. Vor ihm steht jedes in seinem einmaligen, unerlebbaren Sein, nicht bloß als Vertreter und Glied einer Klasse, als austauschbares Muster einer Art, als Platzhalter für viele andere, ähnliche Seiende. Gott ruft die Kleinsten wie die Größten bei ihrem eigenen, unmittelbaren Namen. Und dieser Ruf ist mächtig und wirksam, Dasein spendend und Leben gebend. Vor allem steht jede menschliche Person vor dieser verstehenden Liebe, von ihr durchschaut bis in ihre letzten Heimlichkeiten und von ihr getragen; diese Liebe ist so für jeden Menschen da, als gäbe es nur ihn und nur diesen jetzigen Augenblick, nur diese Gegenwart. Diese unparteiische Gegenwart Gottes, »der über Gute und Böse seine Sonne aufgehen läßt und Gerechten und Sündern Regen spendet« (Matth. 5, 45), wird uns darum da als Vorbild hingestellt, wo uns Christus zu der vollkommenen Gegenwart der Nächstenliebe aufruft.

Nur insoweit wir wahrhaft an ihm teilhaben, werden auch wir durch die unvermeidliche Sorge und Angst um das Irdische hindurch, über dessen Nichtig-

keit in mutigem Aufschwung uns erhebend, immer ein wenig es fertig bringen, da zu sein vor der Wirklichkeit des Mitmenschen, gegenwärtig zu sein vor der ewigen Gegenwart Gottes, wirklich selbst zu sein. »Sorget also nicht ängstlich um den morgigen Tag; denn der morgige Tag wird für sich selber sorgen. Jeder Tag hat an seiner eigenen Plage genug« (Matth. 6,34).

Christus, als Mittelpunkt religiöser Erziehung

Von Josef Andreas Jungmann S. J.

Seit etwa einem Menschenalter hat sich in den Kreisen der katholischen Erzieher die Einsicht mehr und mehr durchgesetzt, daß die religiöse Erziehung, insbesondere die Katechese in der Schule, ihre Aufgabe noch lange nicht erfüllt hat, wenn sie der Jugend ein möglichst umfassendes, geklärtes und gesichertes Einzelwissen in Sachen der Religion mit auf den Weg gegeben hat, daß es vielmehr gilt, die Religion als Ganzes der Jugend lieb und wert zu machen und alles zu tun, daß sie in Herz und Gemüt möglichst tiefe Wurzeln schlagen und so sich auch später als Lebensmacht bewähren könne. Zur Erfassung und auch zur Lösung dieser Aufgabe haben pädagogische Bestrebungen wie Arbeitschule, Wertpädagogik, Erlebnisunterricht manch gute Anregung beigegeben. Aber schließlich ist es klar, daß zur Bewältigung eines so zentral religionspädagogischen Problems vor allem in der Religion selbst die wesentlichen Prinzipien gesucht werden müssen. Die Religion selber muß so dargeboten werden, daß die ihr innewohnende Kraft, die Menschenseele zu ergreifen und zu formen, zur Geltung kommen kann. Sie darf darum nicht wie ein mehr oder weniger regelloses Vielerlei von Lehrlägen und Forderungen an die Jugend herantreten, sondern sie muß sich als ein organisches Ganzes erweisen, als ein geordneter Schatz von Erkenntnissen, der von einem Mittelpunkte her Licht empfängt, und den wir wie einen lebendigen Kern in die Seele der Jugend pflanzen, daß er von innen heraus sich entfalte zu immer größerem Reichtum.

Sammlung um einen Mittelpunkt, Entfaltung aus einem Kern, das ist das Bemühen, das die Didaktik als Konzentration bezeichnet. Die Konzentration wird also unter diesem Gesichtspunkt zu einer Frage von hoher religionspädagogischer Bedeutung. Ihre Bedeutung wächst noch in einer Zeit, in der das Christentum schwerer Bedrohung ausgesetzt ist, in der es gilt, jedem einzelnen die »eiserne Ration« mit auf den Weg zu geben, von der man auch in schweren Kampfstagen leben kann. Die Frage, vor der wir stehen, ist des näheren diese: Welches ist jener Mittelpunkt, von dem aus wir das Ganze der christlichen Lehre entfalten, zu dem wir das einzelne immer wieder zurückholen können?

Man möchte meinen, die Frage sei gelöst auf der ersten Seite unserer Katechismen, wenn als Sinn unseres Erdendaseins festgelegt wird: den Willen Gottes tun und so in den Himmel kommen, und wenn die Erfordernisse dazu mit den drei Hauptstücken des Katechismus angegeben werden: glauben, die